

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 97. Bromberg, den 28. April 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

Die Nacht hat tausend Augen.

I.

Die beiden Herren, die am Tisch neben der Balkontür zur Nacht aßen, erregten hier und da Aufmerksamkeit. Jetzt schwiegen sie beide, aber erst nach einem heftigen Wortwechsel, den der jüngere von ihnen durch eine laute, hitzige Antwort abgebrochen hatte:

„Nach Südafrika reise ich nicht!"

Seine bisher knabenhaft frohen Augen hingen finster an dem Weinglas, das er zwischen den Fingern hin und her drehte. Das blonde Haar erschien wegen des sonnengebräunten Gesichts noch heller. Er zählte neunundzwanzig bis dreißig Jahre. Sein etwa um zehn Jahre älterer Begleiter hatte ein dunkles, hübsches Gesicht mit energischen Zügen und schwarzen Augen, die unverwandt an dem andern hingen.

Fast alle Tische des strahlend erleuchteten Restaurants waren besetzt, und das Stimmengewirr nahm zu, als auf ein Violinsolo fröhliche Revueschlager folgten. Die milde Luft des Juliabends stand still und durchsichtig über Stockholm, und an den Kais spiegelten sich lange Reihen von Laternen im blanken Wasser.

Eine junge Dame mit einer Zigarette im Munde beugte sich zu ihrem Begleiter hinüber und flüsterte, worauf dieser sich umdrehte und die beiden Herren betrachtete.

„Den Jüngeren kenne ich", hörte man ihn sagen, da die Musik gerade verstummte. „Es ist Erik Reynold, der vor einigen Jahren als guter Sportsmann bekannt war, aber dann gab es in Uppsala irgendeinen Skandal, weswegen er die Universität verließ, sein Ingenieurexamen machte und außer Landes ging. Er muß erst ganz kürzlich zurück-
sage „deine", weil man mich beharrlich für einen Ausländer

Erik Reynolds braune Wangen röteten sich. Er blickte auf und begegnete dem festen, schwarzen Blick seines Tischgenossen. Beide hatten scharfe Ohren.

„Laß uns gehen", murmelte Erik und leerte sein Glas. „Ich hätte darauf gefaßt sein müssen, aber ich gestehe, daß es mich reizt."

„Das sind so die kleinen Annehmlichkeiten des Daheimseins", sagte Maximilian Colt lächelnd. „Deine Landsleute haben kräftige Stimmen und ein gutes Gedächtnis. Ich sage „deine", weil man mich beharrlich für einen Ausländer hält. Das ist mir einerlei, aber von diesem ziemlich trinkbaren Sherry möchte ich mich noch nicht tr:nnen."

Er füllte sein Glas von neuem und richtete den Blick dann sofort wieder auf Erik.

„Hab' ich dir schon mal erzählt, daß ich Spiritist bin? Zuweilen geben die dunklen Mächte denjenigen, die verstehen, Zeichen. Dir wird es hier nicht gut gehen. Überleg' es dir, bevor es zu spät ist. Südafrika ist die größte Chance deines Lebens, und ich bin's, der sie dir bietet."

„Zum letztenmal: nein!"

„Du hast deinen Entschluß gefaßt?"

„Hab ich mich nicht deutlich genug ausgesprochen?"

„Du willst n ich Hause zu deinem Vater?"

„Ist das so erstaunlich? Das Gegenteil wäre wunderbarer — das letzte kleine Ende der Reise aufzugeben, nachdem ich von so weit hergekommen bin!" Erik strich sich über seine von vielem Wein erhitzte Stirn. „Mir ist, als ob ich plötzlich erwachte. Weshalb bin ich drei Tage in Stockholm geblieben, ohne mich entschließen zu können? Das kommt mir jetzt ganz sinnlos vor."

Colts Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, das nicht von Heiterkeit, sondern von krampfhaftem Nachdenken zeugte. Das Orchester hatte seine Abendaufgabe erledigt und die Musikanten gingen von dannen.

„Die Reynoldschen Milliarden scheinen ihre Zauberkraft nicht eingebüßt zu haben", sagte Colt. „Ihr Reynolds seid eine sonderbare Familie. Seit zweihundert Jahren jagt ihr dieser sagenhaften Erbschaft nach, ohne auch nur einen Bruchteil davon zu finden, ohne auch nur ein geschriebenes Testament darüber zu besitzen — ja ohne noch dazu feststellen zu können, wo und wann euer Stammvater gestorben ist. Glaubst du denn nur im geringsten an die alte Mär?"

„Er war nicht mein Vorfahr. Es waren zwei Brüder, Erik und Bernhard Reynold. Der ältere ging ins Ausland, war erst Kaperkapitän in holländischen Diensten, und später Plantagenbesitzer und Kaufmann. Daß er ein reicher Mann war, steht fest. Der jüngere blieb in Schweden, und ich bin sein letzter Nachkomme in gerader Linie. Es ist also nur natürlich, daß ich wenigstens den Glauben und die Hoffnung meiner Vorfahren geerbt habe."

„Als ich dich in Amsterdam traf, schien es nicht so."

„Du weißt ja, daß ein dringender Brief meines Vaters mich bewog, nach Amsterdam zu fahren, um dort neue Forschungen anzustellen."

„Und diese ergaben —?"

„Ungefähr ebensowenig wie frühere Erkundigungen."

„Und dennoch kommst du artig nach Hause und opferst deine eigene Zukunft, um in einer Ecke zu sitzen und die Illusionen deines Vaters zu teilen."

Erik Reynold bewegte unmutig den Kopf, als ob sein Kragen zu eng geworden wäre. „Ich habe ja nicht gesagt, daß ich an die Sache glaube. Aber ich lasse meinen Vater nicht im Stich, wenn er mich nötig hat."

Colt lachte wieder, und der leicht berauschte Erik glaubte verhehlte Ironie in dem dunklen, schmalen Antlitz zu gewahren. „Im übrigen begreife ich nicht, warum du durchaus willst, daß ich wieder weg reise!" rief er aus. „Ich hatte di;h ja noch nie gesehen, als wir uns vor drei Wochen in Amsterdam kennenlernten."

„Well, my boy, erstens sind wir doch nicht umsonst Kollegen. Allerdings warst du Grubeningenieur in Algier und ich Wegebauer in Südafrika, aber immerhin ... Außerdem seh' ich nicht gern, daß ein junger Mann so unpraktisch ist wie du. Ich wollte dir einen freundschaftlichen Puff nach der rechten Richtung versetzen — das ist alles."

„Ich laß mich nicht gern puffen", murmelte Erik und winkte dem Kellner. Sie bezahlten und verließen schweigend das Lokal.

Colt war kühl und gelassen wie immer, während die Bewegung nach dem langen Stillsitzen auf Reynold einwirkte, so daß er lachende Mädchenangesichter und strahlend erleuchtete Trammwagen wie durch einen Schleier sah. Colt ging auf sein eigenes kleines graues Sportauto zu. „Und die nächste Oase?" fragte er.

„Es kommt mir vor, als ob wir heute abend schon genug besucht haben", erwiderte Erik. „Ich stimme fürs Hotel."

„Mir soll's recht sein." Colt fuhr langsam und sah aus, als ob er tief nachdächte. Erst nach einer Weile fragte er plötzlich: „Was war das für ein Vorfall in Uppsala?"

Die Frage kam so unerwartet, daß Erik ihn betroffen ansah.

„Oh, du brauchst natürlich nicht zu antworten, wenn du es nicht willst", fuhr Colt lächelnd fort. „Aber du hast schon mehrfach auf die Sache angespielt, und ich bin bekanntlich ein neugieriger Mensch. Außerdem mach' ich selbst so oft dumme Streiche, daß es mich freut, wenn andere es auch tun."

„Ich weiß nicht recht, ob Skandal oder dummer Streich das rechte Wort dafür ist", erwiderte Erik zögernd. „Aber es war — ein sehr unangenehmer Vorfall. Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt und studierte in Uppsala Mineralogie. Mag sein, daß ich ein bißchen wild war. Meine Clique gehörte nicht zu den zahmsten. Aber was sich schließlich ereignete, war gänzlich unvorhergesehen. Nach einem großen Universitätsfest war ich nach Hause gegangen und fest eingeschlafen. Eine Stunde darauf kam ein Student in mein Zimmer herein, um irgendeinen Unfug zu machen. Da spring' ich auf, hebe einen Stuhl empor, jage ihn die Treppe hinab und versetze ihm zum Schluß einen so furchtbaren Schlag über den Kopf, daß er besinnungslos liegen blieb. Er mußte ins Krankenhaus gebracht werden, — aber nun kommt das Merkwürdige. Ich war wieder zu Bett gegangen, sobald ich ihn niedergeschlagen hatte, und als ich frühmorgens geweckt wurde, hatte ich keine Ahnung von dem ganzen Vorfall."

Colt warf ihm einen scharfen Blick zu. „Wirklich nicht?"

„Nein, ich hatte es im Schlaf getan. Es wundert mich nicht, daß du es bezweifelst. Das tat man in Uppsala auch. Ich war mit offenen Augen aufgestanden und hatte sogar mit ihm gesprochen, aber daß ich mich in somnambulem Zustand befand, ist Tatsache. Als Kind, bis zu meinem fünfzehnten Jahr, bin ich oft genachtwandelt, einmal fand man mich oben auf einem hohen Schrank, ohne daß ich wußte, wie ich dahinaufgekommen war. Später glaubte ich meinen Somnambulismus überwunden zu haben, aber jenes Ereignis in Uppsala war ein heftiger Rückfall. Meine Erklärungen fanden keinen Glauben. Man betrachtete mich als einen Unhold, der im Rausch einen Kameraden überfallen hatte. Meine Stellung wurde unerträglich. Deshalb brach ich mein Studium in Uppsala ab, machte meinen Dr. ing. in Stockholm und begab mich ins Ausland. In den algerischen Kupferminen fand ich dann Arbeit, die mir zusagte, und dort bin ich drei Jahre lang geblieben." Er sprach leise und hastig, als ob es ihn drängte, endlich einmal auszusprechen, worüber er so oft und bitterlich gegrübelt hatte. Colts Augen hingen unverwandt an einem Radfahrer, der in Schlangenwindungen vor dem Auto hin und her fuhr.

„Hast du noch mehr solche Rückfälle gehabt?" fragte er schließlich.

Die Antwort ließ auf sich warten.

„Ja, als ich in Constantine war", sagte Erik mit sichtlichem Widerstreben, denn er bereute seine Beichte bereits. „Ein schmutziger Araber kletterte nachts, während ich schlief, zum Fenster herein, um zu stehlen. Da soll ich mich wie ein Tiger auf ihn gestürzt haben. Glücklicherweise kamen infolge des Lärms gleich Leute angelaufen und rissen uns auseinander, sonst hätte ich ihn vielleicht erwürgt. Er war halb tot, als ich erwachte und ihn von Menschen umringt am Boden liegen sah."

Bei der Erinnerung an dies Erwachen schauderte er, und sein Ton rief bei Colt ein halb zynisches, halb mitleidiges Lächeln hervor. „Nimm es nicht so ernst", sagte er. „Solche Fälle erregen in Algier sicherlich weit weniger Aufsehen als in Uppsala."

„Oh, man beglückwünschte mich wegen meines Muts, denn der Kerl hatte ein Messer bei sich. Aber es ist eine schreckliche Sache, sich selbst nicht zu kennen, Colt. Die Macht des Unterbewußtseins lockt und beunruhigt mich. Bin ich ein anderer Mensch, wenn ich schlafe? Ein primitiveres Geschöpf, wenn mein wacher Wille abgekoppelt ist? Welch ein demütigender Gedanke!"

Colt drehte den Kopf und betrachtete den jüngeren Mann mit spöttischer Miene. „Man tut fortwährend, was man nicht will", sagte er. „Für mich selbst habe ich eine sehr praktische Formel gefunden — nämlich stets zu wollen, was ich tue. Das beugt inneren Konflikten vor."

Das Auto näherte sich der Vasagata und machte dann plötzlich an ihrer Ecke halt. Colt saß mit beiden Händen am Rad und starrte nach dem Hotel hinüber.

„Was nun?" fragte Erik. „Weshalb hältst du denn hier und nicht vor unserem Hotel?"

Colt lenkte rückwärts in eine Nebenstraße ein. Dann lachte er und erwiderte: „Ich hatte eine Vision von heißen, staubigen Hotelzimmern. Freiwillig gehe ich in einer Nacht wie dieser nicht in den Stall hinein. — Laß uns wie freie Männer übernachten, und nicht wie das Vieh!" Er drehte um und fuhr denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Reynold atmete die milde Nachtluft in tiefen Zügen ein. „Wohl gesprochen", sagte er. „Deine Eingebungen sind ebenso glücklich wie plötzlich. Aber wohin?"

„Along the road to anywhere, the wide world at our feet", zitierte der andere, und seine sonderbaren Augen blitzten.

Erik Reynold lehnte sich befriedigt zurück. Der starke Luftzug erfrischte ihn, denn Colt, der nun die Richtung nach Norden eingeschlagen hatte, fuhr schnell und immer schneller.

„Hoffentlich sind hier jetzt keine Polizisten!" bemerkte Erik, als eine ferne Turmuhr auftauchte. Es war schon nach Mitternacht. Bald wurde die Gegend ländlicher. Ein leiser Wind wehte aus Osten. Der kommt von den Inseln, dachte Erik, von Jägarö, dem einzigen Besitz der Familie Reynold, nachdem im Lauf der beiden letzten Jahrhundert alles andere im Zeichen jenes verhängnisvollen Erbschatzes draufgegangen war.

Erik hatte seinen Vater seit vier Jahren nicht gesehen, und wäre noch in Algier geblieben, wenn ein Brief seines Vaters ihn nicht beunruhigt hätte. Allerdings war seine Cousine Märte Hegelius seit einiger Zeit ganz nach Jägarö übergesiedelt und eine Stütze für den alten Herrn, aber jener Brief erzählte von schweren Sorgen und der drohenden Gefahr, Jägarö verkaufen zu müssen. Unter diesen Umständen war es wohl kein Wunder, daß Hugo Reynold seine Zuflucht zu den uralten Aussichten auf die Riesenerbschaft nahm. Er schrieb, daß er glaube, einen neuen Leitfaden gefunden zu haben, und bat, Erik möchte nach Hause kommen und unterwegs gewisse, genau angegebene Nachforschungen anstellen. Das mochte der Sohn ihm nicht abschlagen, obgleich er sich keinerlei Hoffnungen machte und dem alten aussichtslosen Problem so ablehnend gegenüberstand, daß er dem Wiedersehen mit seinem Vater nicht ohne starkes Unbehagen entgegensah.

Das Auto raste weiter gen Norden. Jetzt führte der Weg bereits zwischen dichten Laubmassen hindurch, und Colt begann allmählich langsamer zu fahren, um sich zu orientieren. An einer Kurve hielt er an und spähte stumm vor sich hin. Der Motor summte leise. In der Ferne lärmte ein Motorrad, schien aber einen anderen Weg einzuschlagen, denn bald erstarb das Geräusch. Zu Eriks Verwunderung hatte Colts Gesicht einen gespannten, wachsamen Ausdruck angenommen.

„Siehst du irgend etwas?" lachte Erik. „Fürchtest du dich im Dunkeln?"

Mit einem Ruck setzte Colt den Wagen wieder in Gang. „Im Gegenteil!" sagte er. „Mit Dunkelheit und dem Meer hab' ich gern zu tun. Aber das, was sich im Dunkeln und im Meer befindet, ist zuweilen gefährlich."

„Meinst du damit in diesem Fall Spuk oder Haifische?"

Colt hockte gebückt hinterm Rad, und seine Stimme klang matt, als er entgegnete: „Die Nacht hat tausend Augen — und einige von ihnen sind feindselig."

Erik konnte sein Gesicht nicht sehen und begriff ihn nicht recht. Es schoß ihm mit einemmal durch den Kopf, daß er Colts Äußerungen und Benehmen oft verständnislos gegenüberstand. Er wußte auch immer noch nicht recht, ob er ihm Sympathie oder Antipathie einflößte. Ihre erste Begegnung in Amsterdam war freundlicher Natur gewesen, denn als Fachgenossen hatten sie einander manches Interessante zu sagen, und Colt hatte sich von seiner besten Seite gezeigt: fröhlich, nett, gewandt und kameradschaftlich hilfsbereit. Als er von Eriks Vorhaben und Plänen hörte, wurde er geradezu erregt: „Unsinn und Wahnsinn! In Ihrem Alter denkt man an seine Zukunft und nicht an veralteten Aberglauben!" Er versicherte, daß er dank seinen Verbindungen imstande sei, Reynold sofort eine glänzende Anstellung bei einer Minengesellschaft in Transvaal zu verschaffen, wenn er sich gleich nach London begeben und in dem dortigen Kontor vorstellen wollte. Darauf wäre Reynold beinah eingegangen, lehnte dann aber doch aus Rücksicht auf seinen Vater ab. „Es ist besser, in Wirklichkeit Gold zu graben, als in der Phantasie!" sagte Colt, der

immer wieder auf seinen Vorschlag zurückkam. Aber Erik hatte nun einmal beschlossen, heimzukehren, und da Colt auch nach Stockholm reiste, entspannen sich unterwegs endlose Gespräche über Pflichten gegen sich selbst oder gegen andere. Colts Beharrlichkeit setzte Erik in Erstaunen und begann nach drei Tagen in Stockholm geradezu lästig zu werden, als ihm die Augen über die minder anziehenden Seiten von Colts Natur aufgingen — über seinen rücksichtslosen Egoismus und die brutale Verachtung gegenüber den Rechten und Ansichten anderer Leute.

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(1. Fortsetzung.)

Neben der geräumigen römisch-katholischen Kirche steht ein Kriegerdenkmal. „Zur Verherrlichung der im Weltkriege 1914—16 gefallenen, gestorbenen und verschollenen Guttenbrunner 103 Kriegshelden. Errichtet durch die Gemeinde Guttenbrunn.“ Gegenüber ist am großen Schulhause ein Stübchen als „Müller-Guttenbrunn-Museum“ eingerichtet. Ein alter Bauer kommt mit mir ins Gespräch: „Unsere Vorfahren sind aus Süddeutschland gekommen. Warum sie ausgewandert sind? Aus Not und Armut. Reiche wandern nicht aus. Es hat an Raum für die Söhne gefehlt. Die Großväter waren auch tüchtige Kerle. Wir sind lange nicht mehr so. Unter fremden Völkern hält man sich nur sehr schwer rein deutsch. Die Schulen waren auch nicht gut. Beim Militär hat man noch viel gelernt. Aber fleißig, reinlich, sparsam und treu sind wir noch alle.“ Diese abgemessenen Worte des Bauern vor dem Müller-Guttenbrunn-Museum ruft die Geschichte der Banater Schwaben wach.

Das Banat hat seinen Namen vom Ban, einem Fürsten, der dieses Grenzland beherrschte. Als es Kaiser Karl VI. im Frieden von Passarowitz 1718 von den Türken zurückgewann, war es eine Öde und Wüstenei. Zur Besiedelung wurden deutsche Bauern herangeholt, von 1722—26 etwa 15 000 Köpfe. Ein neuer Türkenkrieg, Räuberbanden, Pest und Sumpffieber räumten aber unter den Kolonisten schrecklich auf. Die verwüsteten Dörfer erhielten Rumänen und Serben, aber die waren kein vollwertiger Ersatz. Darum wurden neue deutsche Siedler herangeholt, von 1744—52 etwa 2500 Köpfe. Deutsche Fürsten verhinderten die Auswanderung ihrer Untertanen. Aber nach dem siebenjährigen Kriege mit der darauffolgenden Arbeitslosigkeit setzte die Auswanderung nach dem Banat wieder stärker ein. 1765—78 sind etwa 30 000 Deutsche neu angesiedelt worden. Bei der streng-katholischen Richtung des Habsburgischen Kaiserreiches durften nur Katholiken Kolonistenstellen erhalten. Erst Kaiser Joseph II. erlaubte seit 1782 die Ansiedelung von Protestanten. So entstanden auch einige Kolonien protestantischer Württemberger, darunter die Kolonie Liebling, die nach der Überlieferung ihren Namen daher hat, daß der Kaiser Joseph II. oder der mit der Siedelung beauftragte Freiherr v. Vécsey gesagt habe, die Protestanten seien seine Lieblinge. Die Kolonisten kamen aus Süd- und Westdeutschland, Hessen, Rheinpfalz, Trier, Mainz, Elsaß-Lothringen. Sie waren zumeist Rhein- und Mainfranken, wurden aber später ohne Unterschied „Schwaben“ genannt.

Von den rund 60 000 deutschen Kolonisten, die bis 1790 ins Banat gekommen waren, sind mit der Zeit 450 000 geworden. Der Friedensvertrag verteilte das Banat unter Rumänien und Jugoslawien. Rumänien erhielt den größeren Teil mit etwa 270 000 Deutschen, von denen nur ein verschwindender Bruchteil, 7600, protestantisch ist.

Für die Deutscherhaltung des Banats stritt in unermüdlichem Kampfe der Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923). Ergreifend klingt sein Trutzlied:

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind.

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unserer Väter treu und schlicht.
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Die Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.

Sein Wirken hat erst nach dem Ausgang des Weltkrieges tieferen Boden gefaßt. Jetzt ist die römisch-katholische Kirche des Banats als Minderheit der orthodoxen rumänischen Staatskirche gegenübergestellt. Die Madjarisierung ist damit mindestens aufgehalten. Durch die Bestellung eines Deutschen als Bischofs ist obendrein auch eine Besinnung auf das deutsche Volkstum zu hoffen. Die Verarmung infolge der schlechten rumänischen Wirtschaftspolitik wird außerdem auf das Einkindsystem ungünstig wirken; denn ärmere Leute werden reicher an Kindern.

Nach Hermannstadt.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft.

So hebt die Siebenbürger Nationalhymne an. Dem nähern wir uns. Durch das Tal der Marosch geht die Fahrt, durch Rumänendörfer mit hölzernen Torwegen und hellblau gestrichenen Häusern, deren offener Vorbau Säulen nach altrömischer Art hat und voller Tonkrüge hängt, an den Feldziegelöfen der land- und ziegelstreichenden Zigeuner vorbei... Deva, eine Stadt mit geringer deutscher Bevölkerung, die aber alle Anstrengung macht, zu einer deutschen Schule zu kommen. Im Museum wird die römische Kaiserzeit mit dem Mithraskult lebendig, und von der Burgruine auf dem hohen Bergkegel hat man einen schönen Blick auf das Maroschtal und das Goldland im siebenbürgischen Erzgebirge, dessen Goldgruben seit der Römerzeit bis heute ergiebig sind und Siebenbürgen nächst Rußland zum goldreichsten Land Europas machen.

Bei Broos wird Siebenbürgen erreicht.

Von Broos im Westen bis Draas im Osten reichte der „Königsboden“, den der ungarische König Geisa II. (1141—61) den herbeigerufenen deutschen Kolonisten zuwies und den sein Enkel Andreas II. (1205—35) im „Goldenen Freibrief“ vom Jahre 1222 ausdrücklich als freien deutschen Besitz anerkannte. Die Siedler waren aus Luxemburg, von der Eifel und von der Mosel gekommen, also in der Mehrzahl Franken. In der ersten Zeit, auch im „Goldenen Freibriefe“, heißen sie „Deutsche“, später werden sie „Sachsen“ genannt. Seitdem Heinrich der Löwe (1139—81) großzügig die Besiedelung slawischer Gebiete mit Niedersachsen in Angriff nahm, wurde „Sachsen“ ein stehender Ausdruck für Kolonisten und Kolonistenrecht im Osten, wie seit dem 16. Jahrhundert „Holländer“ für Sumpfbezwinger und Siedlerrecht in Polen und „Schwaben“ für Auswanderer des 18. Jahrhunderts. So heißen die Siebenbürger Deutschen bis heute Sachsen; sie sprechen aber das s scharf aus: Ssax, ßax. Ihre Volksmundart, die sie sich durch fast acht Jahrhunderte erhalten hat, ist luxemburgisch. Die Sachsen hatten als besondere „sächsische Nation“ eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Nur einen einzigen Oberen, den Hermannstädter Grafen, ernannte der König. Später setzte er auch noch sieben „Königsrichter“ auf die sieben „Stühle“: Broos, Mühlbach, Reußmarkt, Leschkirch, Schenk, Reps und Schäßburg. Daher kommt vielleicht der Name Siebenbürgen. Auf lateinisch heißt das Land Transsilvania, auf rumänisch Ardeal.

Mühlbach (rumänisch Sebeşul-saseşc) ist der erste sächsische Ort, in dem wir Halt machen. Freilich sind hier die Sachsen mit 1880 Seelen gegen 6000 Rumänen in der Minderheit, aber das stattliche Untergymnasium und die große gotische evangelische Stadtpfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert mit dem schönen spätgotischen Chor und dem Schreinflügelaltar, der Veit Stoß dem Jüngern, dem Sohn des berühmten Nürnberger und Krakauer Bildschnitzers Veit Stoß, zugeschrieben wird, zeugen von der geistigen und kulturellen Bedeutung der deutschen Siedler. In der Nähe von Mühlbach liegt Karlsburg (Alba Julia), der Hauptsitz der rumänischen Bauern Siebenbürgens. Dort wurde am 1. Dezember 1918 der Anschluß an Rumänien erklärt, dort fand auch im Frühjahr 1928 die stürmische Protestversammlung der Bauernpartei gegen die Regierung statt, die von der liberalen Weltpresse zu einem revolutionären Marsch gegen Bukarest aufgebauscht und gegen den Kronprinzen Karol ausgeschlachtet wurde.

Wir aber lassen Karlsburg links liegen und fahren nach Kelling (Calnic). In der Mitte des Dorfes erhebt sich die Ruine einer alten Gräfenburg. In den Gefahrzeiten des 13. Jahrhunderts waren die Richter, Gräfen genannt, als Führer der Sachsen zu hervorragender Bedeutung gelangt, zu einer Art Adel, den die Siedler als Bauernschar nicht kannten. Das Richteramt erbte sich in der Familie fort, und der Besitz wurde durch Erwerb von Gütern auf Adelsboden vermehrt. Die Burg ist mit einer dreifachen Ringmauer umgeben. Der Turm ist noch erhalten und trägt die Glocken, die zu den Gottesdiensten der evangelischen Kirche auf der Höhe zwischen den Weinbergen und bei Gewitter geläutet werden.

In dem stattlichen Dorfe Großpold (Apoldul de sus), das lieblich in einem Talkessel liegt, kann man die Schichtung eines siebenbürgischen Dorfes sehen: stattliche deutsche Gehöfte, die Jahreszahl neben den Namen, blaugestrichene mäßige Baulichkeiten der Rumänen mit Namen ohne Jahreszahl und waschblaue Katen der Zigeuner am Dorfrande. In Großpold sind die Deutschen nicht reine Sachsen, sondern hauptsächlich „Landler". Als in den Türkenkriegen einzelne sächsische Ortschaften entvölkert waren, wurden in den Jahren 1734—72 Protestanten aus Salzburg, Steiermark, Kärnten, Baden-Durlach angesiedelt. Da der österreichische Volksausdruck jene Gegenden das „Landl" nennt, heißen die neuen Siedler „Landler". Bis heute ist aber zwischen Sachsen und Landlern eine reinliche Scheidung. Sogar in der Kirche sitzen beide getrennt auf je einer Kirchenhälfte. Zwischenheiraten sind äußerst selten. Auch haben die Landler eine eigene Tracht, besonders reizend bei den jungen Mädchen und Frauen, die uns in dem großen Gemeindesaale bedienen. Die Mädchen tragen einen hellblauen Rock mit langer weißer Schürze, ein braunrotes Mieder, aus dem die weißen Puffärmel ihre Stickereien strecken, um den Hals ein leichtes blaugeblümtes Tuch und ein Kettchen. Die Flechten hängen herab und endigen in langen Schleifenbändern. Die jungen Frauen schmückt eine Haube, deren Band mit verschiedenfarbiger Schleife unter dem Kinn gebunden ist, und darüber ein weißes zusammengefaßtes Tuch.

(Fortsetzung folgt.)

Gefährten.

Erzählung von **Wl. Pawloff.**

(Berecht. Übertragung aus dem Russischen von H. Liedtke.)

Der Hauptbuchhalter der Verwaltung unternahm eine Inspektionsreise nach den Dienststellen des Außenbereichs. Seine Frau schickte er nach dem Kaukasus, die Sorge für seine Dogge „Rauf" übertrug er dem Kanzleischreiber Kusch.

Das gesamte Personal der Finanzabteilung war voll Neides. „Da wird unser Kusch hoch kommen. Keine kleine Sache, ihm den Hund anzuvertrauen."

Kusch verging fast vor Schreck und Seligkeit. Er fürchtete seine Frau, von der er nicht wußte, wie sie das ungewöhnliche Zeichen ehrenden Vertrauens aufnehmen würde, noch mehr seine Schwiegermutter und am meisten Rauf selbst: „Hündchen vom Vorgesetzten — ein heikles Geschäft. Wenn es mich beißt, muß ich still halten!"

Nach Dienstschluß holte Kusch den Hund in seine Behausung. Unterwegs schaute Rauf seinem neuen Herrn mehrmals in die Augen; da er dort nichts weiter entdeckte als ehrliche hündische Unterwürfigkeit, hörte er auf, Kusch Beachtung zu schenken. —

Rauf nistete sich in dem neuen Heim gemächlich ein. Da es nur aus einem Zimmer bestand, mußte er sich wenigstens einen festen Wohnplatz erkämpfen. Zunächst bemühte er sich, die Schwiegermutter aus ihrer Schirmecke zu verdrängen; er wurde mit einem nachdrücklich gebrauchten Feuereisen abgewiesen. Nun rückte er gegen die Bettstelle der Hausfrau vor, die ihr Eigentum unter Tränen verteidigte. Schließlich wählte er den Diwan, von dem er allerlei herunter zerrte, um es sich bequem zu machen. Kusch wollte sich in der Nacht ebenfalls auf dem Diwan betten, wurde aber von Rauf auf den Fußboden gezogen, der noch Raum bot.

Den Rest der Nacht verbrachte Rauf schnarchend auf dem Diwan. Kusch wälzte sich auf der Diele; seine Frau weinte stille, bittere Tränen.

Am nächsten Tage sah Kusch sich, als er des Morgens auf der Dienststelle eintraf, für alle Unbill reichlich belohnt; man empfing ihn mit Hochachtung. Die Mitarbeiter reichten ihm die Hand, jeder erkundigte sich nach Rauf. Die allseitige Aufmerksamkeit schmeichelte Kusch und erweckte in ihm eine leise Regung von Frechheit. Nach ungefähr zwei Stunden meldete sich ein dringendes Schlafbedürfnis; er erhob sich: „Sie entschuldigen mich, ich muß gehen. Es kann doch sein, daß Rauf etwas braucht."

Er wurde nicht zurückgehalten, man schalt ihn sogar kameradschaftlich aus: „Sie sind schon zu lange hier geblieben, Kusch. Wir werden es einstweilen allein schaffen, damit Rauf nicht leidet. Es würde uns allen schlecht bekommen, wenn er dem Hauptbuchhalter erzählte, daß wir ihn wegen des Dienstes im Stich gelassen hätten."

Rauf begrüßte Kusch in der Tat mit unheildrohendem Knurren, dann faßte er ihn am Überziehärmel und führte ihn zum Spaziergang. Der dauerte zwei Stunden, bis Kusch vor Müdigkeit nicht mehr gehen konnte. Rauf brachte seinen Begleiter nach Hause, gähnte und legte sich auf den Diwan. Kusch wälzte sich unter den Tränen der Frau und den Klageliedern der Schwiegermutter wieder auf der Diele.

So ging es weiter: im Dienst war Kusch der erklärte Liebling Seiner Hoheit des Hauptbuchhalters, zu Hause Rauf eine Zugabe, deren Unleidlichkeit von Stunde zu Stunde wuchs. Es kam so weit, daß Kuschens Frau verschwand; sie hinterließ dem Manne die Schwiegermutter und einen kurzen, deutlichen Brief: „Ich habe einen Mann geheiratet und keinen Hundediener."

Diesen Schlag verwand Kusch nur mit Hilfe einer Postkarte, die ihm vom Hauptbuchhalter zuging; sie enthielt die Weisung, Rauf mehr Kalbsknochen zu geben. Kusch weinte über den Fortgang der Frau, doch richtete er sich plötzlich auf: „Laß nur erst den Hauptbuchhalter kommen und mir den guten Posten geben! Dann kann ich mir zwei Frauen leisten."

Inzwischen, besonders nach Eingang der Postkarte, die er jedem unter die Nase rieb, wurde Kusch endgültig frech und benahm sich gegen die Genossen im Dienste genau so, wie Rauf sich gegen ihn betrug. Die Genossen hatten Angst; sie gestatteten Kusch im Gefühl ihrer Ohnmacht alles, obgleich in ihrem Innern heftiger Zorn entbrannte.

Und sie litten, wie Kusch zu Hause litt.

An einem Montag traf Kusch — wie gewöhnlich — gegen 12 Uhr Anstalten, einmal nach dem Dienst zu sehen; allmählich sich frei machend, sprach er auf Rauf ein: „Mein Hündchen, mögest du verrecken, wenn erst dein Herr zurückgekehrt ist . . . Laß es dir gut gehen, bis ich wiederkomme. Sei dreimal verflucht, du Teufelsfratze! Ich bin bald wieder da."

Rauf maß Kusch mit einem geringschätzigen Blick und erwiderte nichts. Kusch wanderte zur Dienststelle, um seine schlimme Laune an den Genossen auszulassen.

Man empfing ihn mit Grinsen und tückischem Schweigen, in dem Spannung und Hohn zu merken waren. Kusch erschrak. Eben wollte er erzählen, daß Rauf von der Rückkehr seines Herrn geträumt habe, als der erste Buchhalter ihm erklärte, er sei wegen Vernachlässigung des Dienstes fristlos und ohne Ausscheidungsbeihilfe entlassen.

„Ich habe doch den Rauf . . .", begann Kusch zu stammeln.

„Laß dich mit deinem Rauf begraben!" entgegnete der erste Buchhalter schroff. „Sein Herr ist futsch, sitzt wegen Bestechlichkeit und Spekulation."

„Ha, ha, ha!" drang wildes Gelächter aus den Kehlen aller Angestellten.

Lange begegneten die beschäftigungslosen Besucher der Arbeiterbörse dort einem kleinen Manne mit verweinten Äuglein, den eine mächtige Dogge von Tisch zu Tisch am Ärmel führte.

Das waren Kusch und Rauf.



* **Der Ochse als Schmuggler.** An der ungarisch-rumänischen Grenze — unweit des Dorfes Nyiltaß — fand man einen Ochsen, dessen Besitzer nicht festgestellt werden konnte. Der Ochse wurde in das Dorf gebracht, wo er wegen Entkräftung bald einging. Beim Öffnen des Tieres wurden im Magen wahre Schätze gefunden. Man entnahm dem Ochsenmagen 3 Kilogramm Gold und Juwelen, darunter Armbänder, Brillant-Halsketten, Ringe, zwölf goldene Löffel. Das Tier scheint das Opfer eines neuen Schmugglertricks zu sein. Ein erfinderischer Schmuggler gedachte zwei Fliegen mit einem Schlage zu fangen, wenn er das Vieh, dessen Ausfuhr gleichfalls verboten ist, zusammen mit den Juwelen über die Grenze brächte. Anscheinend ist er, als er den Ochsen über die Grenze treiben wollte, überrascht worden und hat das kostbare Tier im Stich gelassen. Die Polizei untersucht augenblicklich, wer den Ochsen als Schmuggelschatzkammer verwendet hat.

* **Theater im Zellengefängnis.** Im Berliner Zellengefängnis Moabit wurde ein Theater eröffnet, das ausschließlich für die Insassen des Gefängnisses bestimmt ist. Das Theater faßt 200 Personen; Zuschauerraum und Bühne sind ebenso sachlich wie geschmackvoll eingerichtet. Der Eröffnung des Theaters — wohl das erste seiner Art in einem europäischen Gefängnis — wohnten außer 200 Gefangenen die Spitzen des Strafvollzuges bei. Gespielt wurde Max Mells „Apostelspiel". Der Strafvollzug hatte aus sozialen Gründen nur beschäftigungslose Schauspieler engagiert, die sich mit großer Liebe der Sache widmeten. Es sollen später auch moderne Dichtungen gespielt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.